
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 216. Bromberg, den 22. September 1929.

Yussuf Khans Heirat.

Roman von Frank Heller.

(Deutscher Urheberrechtsschutz für Georg Müller, Verlag in München.)

(26. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Was würden Sie tun, wenn ich jetzt Ihre Bande löste?" sagte sie.

Er sah sie mit derselben Ruhe im Blick an.

„Mein Versprechen lockt Euch?" sagte er. „Ihr wollt sehen, ob eines Königs Wort auch eines Königs Wort ist, wenn es sich um hundertfünfzig Juwelen handelt?"

In ihren Augen blitzte es auf, und sie machte zwei Schritte zurück.

„Sie könnten mir die Steine geben, und ich würde sie Ihnen ins Gesicht werfen," sagte sie. „Wenn es mir heute nacht gelungen wäre, mich Ihrer Juwelen zu bemächtigen, für deren Besitz ich viele hundert Meilen gereist bin, ich würde dasselbe damit tun. Sie können mir aufs Wort glauben. So sehr Sie König sind, bin ich Königin."

Er machte einen Versuch, sich auf dem Diwan aufzurichten, aber wurde von den Banden gehindert und sank zurück. Er starrte sie lange und unverwandt an, wie um sich von dem Gehalt ihrer Worte zu überzeugen. Sie hielt stand und betrachtete ihn mit demselben Licht in den Pupillen und derselben leichtgeschürzten Oberlippe. Endlich sagte er langsam und beinahe demütig:

„Ich bin blind gewesen. Verzeiht! Ihr seid das, was Ihr sagtet, und meine Kehle ist trockener als eine Wüste. Aus Eurer Hand empfange ich alles, was sie gibt, wie der Bettler eine Gabe."

Sie zuckte zusammen; ihr Mund verzog sich zu einem Lächeln, und sie eilte durch das Zimmer zu einem Tisch mit Gläsern und Flaschen. Nach einem Augenblick war sie wieder bei ihm, mit einem Glas, dessen Inhalt er auf einen Zug austrank. Er sank auf den Diwan zurück, sie zog den Fauteuil etwas näher heran und setzte sich. Sie maßen einander noch immer mit den Blicken, und schließlich sagte er:

„Erzählt mir noch mehr aus Eurem Leben. Seid Ihr wirklich mehrere hundert Meilen gefahren, um meine Juwelen zu erringen? Ohne sie auch nur um ihres Geldwertes willen zu begehren?"

Sie neigte den Kopf.

„Mich dünkt," sagte er langsam, „als wäre ich einen noch weiteren Weg gepilgert, o Maharaneeh, um Euch zu begegnen."

Am Nachmittag des nächsten Tages, als Mr. Markham bei der Baronin und dem Baron anklingelte, meldete sich niemand. Mr. Markham stürzte zu Mr. Streptowitz hinauf. Dieser nickte bestätigend.

„Jawohl, sie ist abgereist. Ich habe sie selbst gesehen. Aber sie war nicht allein!"

„Nicht allein? War sie in Gesellschaft des Barons?"

„Nein," sagte Mr. Streptowitz, „sie war mit einem Hindu. Das Haus muß voller Hindu sein. Ich bin überzeugt, das sind Anarchisten. Und dieser Hindu und die Baronin lächelten sich an wie ein verliebtes Paar."

Und das war das letzte, was Chesterton Mansions von dem freiherrlichen Paar de Citrac sah.

VII.

Ein Fest und sein Abschluß.

Allan fiel der Auftrag zu, Yussuf Khans Einladung der Familie Bowlby zu übermitteln, einerseits, weil der Maharadscha und der alte Ali noch nicht fest genug auf den Füßen standen, um die fürstliche Suite zu verlassen, andererseits, weil Allan als persönlicher Freund der amerikanischen Familie sich für den Auftrag am besten eignete. Er machte folglich am selben Abend einen Besuch bei ihnen und überbrachte die Einladung.

Eine Debatte folgte. Mrs. Bowlby hatte ihn kaum bis zu Ende gehört, als sie von ihrem Sessel auffsprang und erklärte, was sie alles eher sein wollte, als zu solcher Veranstaltung zu gehen.

„Glauben Sie, ich durchschaue ihn nicht? Er will sich durch uns rehabilitieren, nachdem er durch den heutigen Skandal in aller Leute Mund gekommen ist! Das will er!"

„Aber er reist doch übermorgen ab, Mrs. Bowlby."

„Und was wird nun mit der Prinzessin, um die er werben wollte?"

„Das muß er aufgeben, und ehrlich gestanden, schien er es ungewöhnlich leicht zu nehmen. Ich hatte Proteste erwartet, aber der Oberst hatte ihn sofort umgestimmt. Das einzige, was er in dieser Richtung sagte, war, daß er Herrn van Schleeten beneide, dem es gelungen sei, sein Herz an ein Weib zu verlieren. Das habe er selbst nie zustande gebracht, obwohl er hundertfünfzig hat, die es ihm stehlen wollen."

„Das ist wieder echt männlich, ha! Dasitzen und mit seinen Erfolgen bei den armen Geschöpfen und seiner eigenen Gleichgültigkeit zu prahlen! Er sollte hundertfünfzig Rutenstreiche auf die Fußsohlen haben, das sollte er!"

„Sie wollen also nicht kommen, Mrs. Bowlby?"

„Da ginge ich noch eher in das Lokal, wo er und Sie sich kürzlich herumgetrieben haben."

„Ich werde Se. Hoheit bitten, den Schauplatz dorthin zu verlegen."

„Keine Keckheiten, demmit, junger Freund. Helen, mein Kind, ich hoffe, du hast auch keinen Augenblick Lust gehabt, zu gehen?"

„Ich ginge gerne, Mama, furchtbar gerne."

„Und ich gedenke, zu gehen, wenn niemand anderer sich entschließt," sagte Mr. Bowlby.

Mrs. Bowlby konnte nur einen ganz kurzen Entsetzensschrei ausstoßen, als Allan auch schon diplomatisch etwas aus der Tasche zog — das Halsband, das er am selben Nachmittag von Yussuf Khan erhalten hatte. Mrs. Bowlby blieb ihr Schrei in der Kehle stecken.

„Mr. Cray! Wo haben Sie das aufgegabelt? Mirzl hat doch Ihr Geld gestohlen!"

„Das Geld, von dem Mirzl mich befreit hat, hätte nicht einmal gelangt, um die Goldeinfassung dieser Steine zu be-

zahlen, Mrs. Bowlby. Ich bekam dies heute nachmittag vom Maharadscha als geringen Dank dafür, daß es mir zweimal gelang, Mirzl und seiner Bande zuvorzukommen. Wollen Sie es ansehen?"

Mrs. Bowlbys Arm schnellte gierig und diebisch vor, wie die Klaue eines Papageis. Sie ließ die Juwelen durch ihre Finger rinnen.

„Wunderbar," flüsterte sie. „Und das haben Sie von ihm bekommen? Und Sie haben seine anderen Juwelen gesehen?"

„Ich habe das von ihm bekommen. Es hat einmal einem persischen Sultan gehört, sagte der alte Ali. Der Maharadscha hat es mir ausgewählt. Selbst hätte ich ein Jahr gebraucht, um unter seinen Juwelen eine Wahl zu treffen. Das einzige, was ich zu nehmen wagte, waren diese einzelnen Steine."

„Opale! Die Glück bringen!"

„Wer weiß? Vielleicht bringen sie mir Glück — ich hab meistens gerade umgekehrt gehandelt, wie vernünftige Menschen."

„Und wie waren die anderen?"

„Bitten Sie mich einen Regenbogen zu beschreiben, Mrs. Bowlby! Wenn Sie einen Begriff davon haben wollen, weiß ich keinen anderen Weg, als daß Sie zum Fest des Maharadscha kommen."

„Dorthin? Nie! Eher will ich — gehst du, John?"

„Ja, liebe Susan."

„Und du, Helen, du machst es wie ich, nicht wahr?"

„Ja, Mama, wenn du Papa folgst. Eheleute sollen einander nahe sein, das haben wir in meiner Schule gelernt."

Mrs. Bowlby stieß einen Seufzer aus, den sie nur mäßig überzeugend gestalten konnte.

„So sagen Sie also dem Untier, daß ich komme," sagte sie. „Aber anständiges Benehmen ist meine Bedingung. Und was soll man anziehen, Mr. Cray?"

Wahrscheinlich hatte Yussuf Khan seine Weisungen etwas modifiziert, oder auch war London außerstande gewesen, sie in vollem Ausmaß durchzuführen, denn ganz asiatisch war das Bild nicht, das sich den Eingeladenen — Familie Bowlby, Herrn van Schleeten und Allan — bot, als sie am folgenden Abend in einer Prozession in den großen Festsaal des Grand Hotel Hermitage wanderten und dort von Yussuf Khan, dem Obersten und dem alten Ali empfangen wurden. Der Oberst, Herr van Schleeten, Mr. Bowlby und Allan waren im Frack; Miß Bowlby in ausgeschnittenem Tüll und Mrs. Bowlby in einer grünschwarzen Brokattoilette mit einer Schleppe, die ebenso lang war wie sie selbst, mit ihren besten Juwelen geschmückt und fest entschlossen, das Sternenbanner hochzuhalten. Yussuf Khan und der alte Ali waren in ganz orientalischen weißen weiten Gewändern, mit Turbans auf dem Kopfe. Yussuf Khans Turban trug eine Aigrette von Diamanten, alle weiß bis auf einen einzigen großen schwarzen, der wie ein brennender Pechsee flammte. Über sein rechtes Ohr hing ein Büschel Smaragden, das Mrs. Bowlbys Lippen ein unwillkürliches Ah! entlockte. Yussuf Khan begrüßte sie mit einem tiefen Salaam.

„Willkommen, Gäste des Abends!" sagte er. „Willkommen zu dieser Festlichkeit, und nehmet meinen Dank, daß ihr sie durch eure Gegenwart beehren wollt. Ich bitte euch, gütigst zu entschuldigen, daß die Anordnungen, die getroffen wurden, euer ganz unwürdig sind, und bevor wir zu dem dürftigen Tische gehen, bitte ich Euch, Oberst Morrel Sahib, diejenigen meiner Gäste vorzustellen, mit denen ich noch nicht zusammengetroffen bin."

Während der Oberst diese Vorstellung vornahm, hatte Allan Zeit, sich umzusehen.

Der Festsaal des Hotels hatte, um nach Yussuf Khans Wünschen angeordnet zu werden, die Voraussetzung gehabt, daß er in einer Art Tempelstil erbaut war, mit sehr breiten Säulen an den Seiten, die eine ganz besonders hohe Decke trugen. Jetzt waren sowohl Decke wie Wände und Boden von ungeheuren schweren Teppichen in phantastischen teheranischen Mustern verdeckt, zwischen denen die grünblauen breiten Marmorsäulen, wenigstens für Allans Phantasie, asiatisch wirkten. Von der Decke sanken die Draperien in einer weichen Kurve herab, in der Mitte des Saales von zehn langen Lanzen gerafft; unter dem so gebildeten Baldachin war die niedrige Festtafel gedeckt. Davor befanden sich an der Stelle von Sesseln förmliche Berge von Kissen. Neben jedem Platz stand ein niedriges Metallgestell, das eine Spülschale aus grünem Porphyr trug. Die Beleuchtung war ein Kompromiß zwischen Europa und der Religion des Propheten: Elektrische Lampen, die zusammen einen gewaltigen Halbmond bildeten, glitzerten an der draperieverhüllten Decke von der einen Längsseite bis zur anderen. In einem entsprechenden Halbkreis stand die schwarze Leibwache, die Krummsäbel im Gürtel rings um den Platz, wo der Maharadscha sitzen sollte und wo die Kissen etwas höher aufgetürmt waren, als auf den anderen Plätzen. Zuletzt erblickte Allan mit einem leichten Schauer in einer Ecke einige halbnackte Tänzerinnen mit goldenen Ringen um Arme und Fußknöchel. Sie hatten breite, groteske Saiteninstrumente und blinkende Tamburine. Was würde Mrs. Bowlby dazu sagen? Er wandte die Aufmerksamkeit von den Tänzerinnen gerade rechtzeitig ab, um zu hören, wie diese Dame zu Yussuf Khan sagte:

„Ich muß gestehen, daß ich schwankte, bevor ich Ihre . . . Ew. Hoheit (es fiel ihr merklich schwer, den Titel hervorzubringen) Einladung annahm."

„Und warum?" sagte Yussuf Khan. „Hat der junge Sahib, der meine Juwelen gerettet hat, meine Einladung so lau oder schlecht vorgebracht?"

„Nein", sagte Mrs. Bowlby, „aber ich befürchtete, daß, wenn das Fest so werden sollte, wie die Feste in Ihrem . . . in Ew. Hoheit Heimat zu sein pflegen, ich . . . hm . . . . Dinge zu sehen bekommen würde, die eine anständige Frau nicht zu sehen gewohnt ist."

„Das ist richtig," sagte Yussuf Khan, „in meinem Lande kommen ehrbare Frauen nicht zu den Festen der Männer."

Mrs. Bowlby zuckte bei dieser orientalischen Aufrichtigkeit zusammen. Im Nu vergaß sie Zeremonien und Titel über Dinge, die ihr schon lange am Herzen lagen.

„Und in meinem Lande," rief sie, „hat kein anständiger Mann hundertfünfzig Frauen auf einmal!"

Yussuf Khan überlegte einen Augenblick.

„Aber habe ich nicht gehört," sagte er ernst, „daß eine Frau hundertfünfzig Männer hintereinander haben kann, wenn sie es darauf anlegt?"

Mrs. Bowlby starrte ihn an.

„Wir wollen uns die Hand schütteln," sagte sie schließlich. „Das haben Sie gut gemacht! Demmit, das ist mir noch nie eingefallen."

(Fortsetzung folgt.)

Was würden Sie vorziehen: „Schlangengemüse" oder „Affenbraten"?

Delikatessen bei den verschiedenen Völkern.

Wie interessant für einen Kulturmenschen, die Geschmacksäußerungen von Völkern ältester Kultur zu betrachten. Die Chinesen verzehren Festtags gern eine „Katze mit Reis" oder deren gute Freunde, die Ratten und Mäuse, während dieses bei uns nur vorkommt, wenn zufällig ein gieriges Schwein eine Maus oder Ratte mitgefressen haben sollte. Wie wir Aale lieben, so geht des Chinesen Liebe auch auf Gewürm und Schlangen über, und wenn wir Froschkeulen rühmen, so greift er zum — Froschlaich. Auch ein Affe ist ihm willkommen und desgleichen Haifischflossen. Heuschrecken verzehrt er mit alltäglicher Selbstverständlichkeit, und von da aus ist der Weg nicht weit zu dem Ungeziefer, das die Erde sonst noch in reicher Fülle beherbergt. Namentlich groß sind auf diesem Gebiete auch die Cochinchinesen, die außerdem bei Fisch und Eiern Wert auf möglichst hohes, durch Geruch kündbares Alter legen. Selbstverständlich verschmähen sie aus religiösen Rücksichten alles, was vom Rind kommt, ausgenommen den — Mist, auf den sie in frischem Zustand den Ziegeltee legen, um ihn zu erweichen, während er getrocknet als Brennmaterial dient. Milch zu trinken würde ihnen nie einfallen, ja schon der Gedanke daran ist ihnen widerwärtig.

Ähnliche Gewohnheiten finden wir auch bei den Indianern, die neben dem Biberschwanz (also Riesenrattenschwanz) noch Eidechsen, Raupen, Ameisen, Würmer, Mäuse, Ratten und gleichfalls Affen bevorzugen. Ebenfalls lieben sie es, Käfersammlungen nicht unter Glaskästen zu bringen, wovon bekanntlich niemand satt wird, sondern sie im Magen anzulegen. Wenn wir im Zoologischen Garten interessiert zusehen, wie die Affen gegenseitig Jagden auf die Erträgnisse ihres eigenen Körpers veranstalten, so dämpft sich unser Entsetzen, wenn wir hören, daß es Völkerstämme gibt, die die Nächstenliebe noch weiter treiben und die Jagdbeute in ihrem gehaltvollen Kopfhaar freundschaftlich mit ihren Gästen teilen. So zu finden in Paraguay, auf den Marschall- und Sandwichinseln und noch mancherorts.

Der Kongoneger verdaut schlechtweg alles, selbst das beefsteakähnliche Leder; es bekommt ihm auch alles, denn er vergiftet sich nicht an selbst in Pest übergehenden Fischen. Auch der Australneger gleicht ihm darin. Dessen Spezies sind neben allem, was auf Erden kriecht, Gewürm von jeglicher Art, vor allem fettleibige Nachtfalter, die für ihn, zu einem steifen Brei verarbeitet, lecker wie junges Gemüse sind. Übrigens für den, der es einmal probieren will, ein Mittel, um Fett anzusetzen.

Wenn diese Erdenbewohner dabei gesund bleiben, so muß uns das sagen, daß unsere zahllosen Krankheiten viel weniger die Ursache in dem haben, „was zum Munde eingeht", als in den übrigen „kultivierten" Lebensgewohnheiten, also dem Geschmack auf weit anderen Linien als der des Gaumens. Mag schließlich noch hinzugefügt werden, daß verschiedene unserer Nahrungsmittel bei den hier genannten Völkern ein nicht geringeres Gruseln verursachen als wir es vielleicht von den ihrigen empfunden haben. Zum Beispiel sind geronnene Milch und Käse für einige Völker nichts anderes als verfaulte Produkte, von denen sie sich mit Ekel abwenden. Selbst einige der Völker, die sich uns als Liebhaber von Haustieren auf dem eigenen Leibe gezeigt haben, gehören zu dieser Kategorie. Bei fast allen diesen Völkern zeigt sich, daß „Säen und Ernten" nicht ihre Passion ist, der Geschmack also die bequemsten Wege ging und sonach ein Erzieher zum Geschmack wurde, wie Figura zeigt. Geschmack und Geschmack, dazwischen liegt eine Welt, und die Welt ist rund wie die Unendlichkeit selber; wo fängt der richtige Geschmack an und wo hört er auf?

Dollarprinzessin und Mechaniker.

Eine romantische Liebesgeschichte mit Hindernissen.

*Von **Howard F. Gibson - St. Louis.***

Mary war das einzige Kind und der Augapfel des millionenschweren Senators Culberson von Texas. Schon ein Mann in vorgerückten Jahren, hatte ihr Vater erst dann geheiratet, als er seine Stellung im wirtschaftlichen und politischen Leben der Vereinigten Staaten fest verankert fühlte. Alle Romantik lag ihm fern, und Marys zukünftigen Gatten stellte er sich als einen Mann von seiner Art vor. Auf keinen Fall sollte sich das Mädchen „verplempern". Deshalb wurde Mary von allem freundschaftlichen Verkehr mit jungen Männern ängstlich ferngehalten.

Doch der Freiheitsdrang der modernen amerikanischen Mädchen konnte auch die Tochter des Millionärs nicht unberührt lassen, und eines Tages verlangte sie, die Hochschule im heimatlichen Austin besuchen zu dürfen. Schweren Herzens gab der ängstliche Vater seine Einwilligung, denn er fürchtete, Mary, seiner fürsorglichen Obhut während der Kollegstunden entzogen, würde vielleicht ihr Herz nicht genug in acht nehmen. Wenn ihm seine Tochter gelegentlich einmal von dem einen oder anderen stattlichen jungen Mann erzählte, den sie auf der Hochschule kennen gelernt hatte, so antwortete er ihr daher: „Kümmere dich nicht um ihn! Er stammt zwar aus einer recht achtbaren Familie, aber er ist nicht der Mann für die Tochter des Senators Culberson."

Mit der Zeit aber wollte es Mary scheinen, als erachte ihr strenger Vater überhaupt keinen jungen Mann auf der ganzen Erde der Ehre würdig, sein Schwiegersohn zu werden. Deshalb wagte sie, doch einmal ihr Auge auf einen ihrer Mitstudenten zu werfen, auf Alexander Robertson. Sie brachte sogar den Mut auf, dem Senator davon zu erzählen: „Er ist sehr nett. Ein Engländer. Zwar hat er kein Geld und muß sich die nötigen Mittel zum Studium als Mechaniker verdienen, aber sicher bringt er es noch weiter." Der Vater war entsetzt: „Meine Tochter wagt es, sich auch nur in Gedanken mit einem Mechaniker zu beschäftigen? Ich wünsche, daß du den Jungen sofort vergißt." Die Tochter nickte gehorsam und — dachte erst recht an ihren Mechaniker. Ja noch mehr! Wenn der Senator in seinem prunkvollen Hause eine Abendgesellschaft veranstaltete, so soll Mary öfter unbemerkt im seidenen Gesellschaftskleid auf die Veranda entschlüpft sein, um dort mit einem jungen Manne im Monteuranzug, der nicht zu den Gästen zählte, feurige Küsse zu tauschen. Schließlich mochte aber auch dem jungen Robertson seine augenblickliche Stellung als wenig aussichtsreich erscheinen, und deshalb nahm er einen Posten in Newyork an, wo er vorwärts zu kommen hoffte.

Senator Culberson, dem kleinen Despoten, kam gar nicht der Gedanke, daß seine Tochter irgendwie gegen seinen Befehl handeln könnte. Er war daher maßlos empört, als ihm der Diener eines Abends in seinem Washingtoner Heim eine Besuchskarte brachte: Alexander Robertson. Seine erste Handlung war, Mary sofort zu sich zu rufen: „Was will der Mensch hier." — „Seinen Antrittsbesuch machen, weil wir die Absicht haben, zu heiraten, sobald Alex genügend verdient." Angesichts dieser offenen Rebellion war der stolze Senator sprachlos. Es dauerte geraume Zeit, bis er den Besuch durch seinen Sekretär empfangen lassen konnte.

Letzterer war ein treuer Diener seines Herrn und ein kleiner Culberson. „Also, junger Mann", sagte er zu dem einigermaßen enttäuschten Anbeter, „schlagen Sie sich Fräulein Culberson vorläufig aus dem Kopf! Was besitzen Sie? Nichts, gar nichts. Heiraten Sie in Kuckucks Namen, wen Sie wollen, nur denken Sie nicht an die Tochter des Senators Culberson von Texas." Dann setzte er aber hinzu: „Wenn Sie schließlich doch warten wollen und die junge Dame dann noch frei sein sollte, so können Sie ja noch einmal anfragen, sobald Sie sich in den Vereinigten Staaten einen geachteten Namen verschafft haben. Vorher haben Sie hier nichts verloren." — „Warten wir eben", sagte Robertson entschlossen und fuhr nach Newyork zurück.

Mary selbst wurde, um ähnlichen „faux pas" vorzubeugen, in ein Washingtoner Internat geschickt, das seinen Zöglingen wenig Aussicht auf Zusammenkünfte mit unerwünschten jungen Männern versprach. Aber schließlich war noch die Post da, und Mary blieb in schriftlicher Verbindung mit ihrem Liebsten. Eines Tages awurde ihr aber auch diese letzte Freude verdorben, denn der Vater entdeckte, daß sie einen größeren Betrag von ihrem Bankkonto abgehoben hatte, obwohl sie im Internat kein Geld brauchte: „Was ist aus dem Betrag geworden?" Lügen mochte seine Tochter nicht, und so bekannte sie offenherzig: „Wir wollten damit in die weite Welt fahren und heiraten." Was sich nun in den nächsten Augenblicken zwischen Vater und Tochter zutrug, ist unbekannt, doch steht fest, daß Robertson unmittelbar darauf einen Brief von Mary erhielt, in welchem diese ihn flehentlich bat, von ihr zu lassen, weil sich sonst etwas Furchtbares ereignen würde.

Robertson hatte kaum Zeit, die Tragweite dieser Zeilen zu erkennen, als ihn, der in Newyork bei einer Tante wohnte, drei Männer aufsuchten: „Detektive! Kommen Sie mit uns." Der junge Mann war verblüfft und folgte den Fremden in ein Hotel. Dort erklärten sie ihm, er sei eines Diebstahls beschuldigt. Die Untersuchung sollte aber sofort niedergeschlagen werden, wenn er sich bereit erklärte, einen Kajütenplatz nach Buenos Aires anzunehmen und für immer aus Amerika zu verschwinden. Robertson, der sich keiner Schuld bewußt war, wollte empört „Nein!" sagen. Dann fiel ihm aber ein, daß er, falls es nur bekannt werden sollte, die Polizei habe sich um ihn gekümmert, jede Aussicht auf Marys Hand verlieren würde. So gab er sein Einverständnis.

Aus der Reise wurde aber nichts. Die Schuld hieran trug Robertsons Tante. Dieser kam das Verhalten der „Detektive" verdächtig vor, und sie erkundigte sich bei der Polizei nach ihnen. Dort wußte niemand etwas von den Leuten. Daraufhin veranlaßte die energische alte Dame mit Hilfe der britischen Botschaft eine Untersuchung der Angelegenheit. Deren Ergebnis war, daß die drei „Detektive" wegen Amtsanmaßung und versuchter Verschleppung verhaftet wurden. Culberson selbst schützte nur seine Stellung vor ähnlichen Unannehmlichkeiten. Dafür mußte er sich durch

die Presse Verschiedenes sagen lassen, was den stolzen Senator dem Überschnappen nahe brachte.

Deshalb schickte er seine Tochter, ohne ein Wort der Erwiderung zu dulden, nach Paris: „Nun ist es endgültig Schluß.' Mary war nicht modern genug, um zu trotzen.

Als sie vier Jahre in Frankreich gewohnt hatte, starb ihr Vater. „Jetzt wird mich Alex um meine Hand bitten", dachte Mary. Doch Robertson, der vom Tode ihres Vaters gehört hatte, war der Ansicht, nach allem, was vorgefallen, dürfe nicht er, sondern nur Mary den ersten Schritt tun. Außerdem war er noch immer der arme Kerl von früher und wollte sich als solcher der reichen Erbin nicht anbieten.

Vier weitere Jahre verstrichen in gegenseitigem Warten. Und wahrscheinlich wäre auch Senator Culbersons Wille erfüllt worden, hätte nicht ein gütiges Geschick die beiden mitten auf der verkehrsreichen Newyorker Fifth Avenue zusammengeführt. „Alex!" — „Mary!"

Fünf Minuten später war es ausgemachte Sache, daß die Dollarprinzessin ihren Mechaniker doch noch heiraten wird.

Ahnungsvoller Engel!

Tante Luise ist zu Besuch gekommen, Mama freut sich darüber, weil sie Strohwitwe ist. Beim Abendessen sitzen sie zusammen und erzählen sich Neuigkeiten. Die fünfjährige Ursula horcht aufmerksam zu.

Mama: „Es ist zu nett, daß du gekommen bist, wo ich doch jetzt allein bin."

Tante Luise: „Wo ist denn dein Mann schon wieder hingefahren?"

Mama: „Nach Berlin, er hat wichtige Geschäfte dort."

Tante Luise (schreit auf): „Nach Berlin! Ausgerechnet nach Berlin! Hast du nicht von dem Unglück des Berliner Schnellzugs gelesen, der mitten auf der Strecke entgleist ist? Zwanzig Menschen sind dabei umgekommen!"

Mama: „Aber Fritz ist doch gar nicht mit diesem Zug gefahren. Er ist schon seit mehreren Tagen fort."

Tante Luise: „Ganz gleich! O Gottogottogott! Wenn er nur nicht dabei war!"

Klein-Ursula macht kugelrunde Schreckaugen. Beim Schlafengehen betet sie gewohnheitsmäßig und fügt hinzu: „Und dann, lieber Gott, gib, daß der gute Papi in Berlin — nicht entgleist!" **Regina Berthold.**

Ur-Kunde.

Ewig weiß ich das Leben, Sein ohne Anfang und Ende,
Fülle des schöpfenden Geistes, der sich darin verschwende.
Samen und Segen kreist von Geschlecht zu Geschlecht.
Ewige Adelsbriefe raunen vom heiligen Recht.
Fernste Väter sind mir im Blute nah,
Wissen wittert mir von allem, was einst geschah.
Zahlloser Mütter Liebe weiß ich in meinem Blut.
Zeitlos zielt das Leben. Und jede Stunde ist gut.
Seime und Keime kreisen, Same und Name währt,
Wenn auch immer wieder einer zur Grube fährt.
Jauchzend lasse den Tag! Im Tode liegt Lebenssieg.
Grüße die Väter und Mütter! Liebend lausche und lieg',
Wie deine Kinder spielend meistern den Tag.
Zeitlos spürst du des Geistes göttlichen Herzensschlag.

F. Schrönghamer-Heimdal.

Verschiedene Systeme.

Karl Friedrich Gauß, der berühmte Mathematiker, beschäftigte sich in Göttingen auch mit Meteorologie und Wettervorhersage. Er brachte es darin zu keinem Erfolge: Kündete er Sonnenschein an, goß es todsicher wie mit Kollen vom Himmel. Sagte er Regen voraus, schien bestimmt die Sonne aus allen Löchern.

Nun aber war in Elliehausen, einem Dorfe bei Göttingen, ein Hirt, der konnte das Wetter genau voraussagen: Was er auch sagte, immer traf seine Prophezeiung ein.

Darüber wunderte sich der Gelehrte, und eines Tages machte er sich auf den Weg, den glücklicheren Konkurrenten auszufragen: „Wie machen Sie das eigentlich, guter Mann? Wie lange führen Sie denn schon Ihre Tabellen?"

„Tabellen?" staunte der Hirt. „Tabellen kenn' ich nicht. Aber da unten in Göttingen wohnt ein Professor. Der macht Wetter; und wenn er prophezeit, sage ich immer genau das Gegenteil. Das stimmt dann immer!"

Gauß soll über diese Antwort sehr erstaunt gewesen sein.



Bunte Chronik



*** Bombenattentate auch in Schweden.** Im Büro der Aktiengesellschaft Bädeholm bei Karlskrona in Schweden, ist vor einigen Tagen ein Sprengstoffattentat verübt worden. Die Erregung der Bevölkerung ist außerordentlich groß, da man in Schweden an derartige Methoden nicht gewohnt ist. Es handelt sich um Einbrecher, die das Büro in die Luft sprengen und dann in der allgemeinen Verwirrung reiche Beute mit sich nehmen wollten. Es gelang ihnen aber nur, ein paar hundert Kronen zu erbeuten. Fast zu der gleichen Zeit wurden die Einwohner von Stockholm durch eine gewaltige Explosion aus ihrem nächtlichen Schlaf aufgeschreckt. Die Explosion war so stark, daß man sie in den entferntesten Stadtgegenden wahrnehmen konnte. Mit Blitzesschnelle verbreitete sich das Gerücht, daß eine Anarchistenbande das ganze Land terrorisiere. Diemal erwies sich das Bombenattentat als ziemlich harmlos. Es war nur ein Feuerwerkskörper, der explodierte. Allerdings erzählt der Chef des Warenhauses, in dessen Nähe die Explosion stattfand, daß er seit einigen Tagen mit Drohbriefen verfolgt wurde. Es ist nicht ausgeschlossen, daß die geheimnisvollen Attentäter das nächste Mal mit einer richtigen Bombe aufwarten werden.

*** Eine Visitenkarte Michelangelos.** Am rechten Ufer des Tiber liegt inmitten eines wunderschönen Gartens die prunkvolle Villa Farnesina, die zurzeit von 60 Mitgliedern der italienischen Akademie der Künste in Besitz genommen worden ist. Die Mitglieder der Akademie, die auf Lebenszeit gewählt werden und die Blüte der italienischen Kunst und Literatur repräsentieren, ließen die Villa renovieren und neu einrichten. Während der Renovierungsarbeiten wurde eine sonderbare aber höchst künstlerische Art, Visitenkarten zu hinterlassen, entdeckt. Der Künstler, von dem diese Visitenkarte stammt, ist kein Geringerer, als Michelangelo. Es war in den Tagen der Renaissance, da die Villa Farnesina von den allerersten Künstlern mit Bildern geschmückt wurde. Raffael, Sebastiano del Piombo und Baldarzare Perruzzi wetteiferten um die Ausschmükkung der Wände. Eines Tages kam auch Michelangelo zu Besuch, um sich die Arbeiten anzusehen und einen seiner begabtesten Schüler, Daniele da Volterra, der zusammen mit Raffael in der Villa arbeitete, zu sprechen. Michelangelo kam zu einer Zeit, da die Villa ganz leer war; denn alle Künstler hatten sich zum Mittagessen begeben. Der große Künstler wollte nicht lange warten, stieg auf ein Gerüst und zeichnete mit einem Stück Kohle einen Engelskopf auf eine noch freie Stelle. Dann verließ der Meister den Saal, ohne den Handwerkern etwas bestellt zu haben. Die sonderbare Visitenkarte blieb im Oval, bis Michelangelos Schüler zurückkam. Er erkannte sofort die meisterliche Linie seines genialen Lehrers und ließ den Engelskopf mitten unter den farbigen Fresken unberührt stehen. Man zerbrach sich später den Kopf, was diese Zeichnung mitten unter den farbigen Fresken bedeuten sollte. Erst jetzt ist es gelungen, festzustellen, daß die Kohlenzeichnung zwischen den Fresken nichts anderes als eine Visitenkarte Michelangelos darstellt.



Lustige Rundschau



*** Besondere Kennzeichen.** Portier (zu dem abziehenden Hotelgast): „Auf Wiedersehen, Herr Professor!" — „Weshalb nennen Sie mich denn plötzlich Herr Professor?" — „Weil Sie in der Zerstreutheit ganz vergessen haben, Trinkgelder zu geben!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.